

Meister Garinus restaurierte die Kirche und schuf jenen seit Nikolaus Irsch in der Kunstgeschichte bekannt gewordenen Chor (als Umbau der Ostanlage). Diesen Chor (als Bauphase III) weihte Papst Eugen III. am 19. November 1147 ein. Der Bauabschnitt IV bringt im 13. Jahrhundert die Wölbung der Quer- und Seitenschiffe. Im Bauabschnitt V, 14. Jahrhundert, wurde das Mittelschiff eingewölbt, wobei die romanischen Fenster aufgegeben werden mußten; zur gleichen Zeit wurde der Obergaden des Ostchores erneuert. Bauabschnitt VI: Nach einem Blitzschlag mit einem verheerenden Brand wurden im 18. Jahrhundert Inneres und Äußeres der Kathedrale einschneidend, ja entscheidend verändert, eine Maßnahme, die von der Zeit her verständlich, aber künstlerisch und formal fast unbegreiflich erscheint. Alle Fassaden wurden umgebaut, die vier Türme abgebrochen, nur die im Westen wiederaufgebaut, das Innere durch eine harte Barockisierung, unter anderem auch der Langhausarkaden, stark entstellt, wobei auch die Maßverhältnisse verschoben erscheinen. Der letzte Bauabschnitt VII betrifft die Beseitigung der Schäden des Ersten Weltkrieges, dann die Erneuerung der Ostkrypta, die Herrichtung der Westkrypta als Grablege der Verduner Bischöfe und schließlich die Entfernung der entstellenden Trennwände im Ostchor.

Marschall geht methodisch so vor, indem er die einzelnen Bauteile mit aller Akribie beschreibt, Befunde aufzeigt und danach seine Schlüsse zieht. Bau-Massen-Modelle der Kathedrale in dem jeweiligen Bauzustand verdeutlichen die Ergebnisse. Die zahlreichen Abbildungen – fast jeder wichtige Befund wird dokumentiert – sind für den Leser die wertvollste Stütze, ja eine Erleichterung des Verständnisses; denn in den Kapiteln werden unendlich viele und genaue Beobachtungen zusammengetragen, die nur auf diese Weise im Gedächtnis des Lesers festgehalten werden können. Das Problem des Ostchores, der unter anderem für die Trierer Baukunst des 12. Jahrhunderts (Chor von St. Simeon, Ostchor des Domes, Westbau St. Mathias) eine große Bedeutung hatte, wird mehrmals angeschnitten, vor allem im Abschnitt „Kunstgeschichtliche Probleme“ S. 29 ff. Der Verfasser kommt entgegen der Meinung Müller-Dietrichs und Zinks zu dem Schluß, daß die gebrochene Apsis des Ostchores keine Zwerggalerie gehabt habe im Gegensatz zum Trierer Simeonschor und dem Domchor, bei denen wohl andere, rheinische Einflüsse dazugekommen sein müssen (S. 156). Das Verdienst der Arbeit Marschalls liegt in der Dokumentation dieses großartigen Bauwerks, das nur in dem Zusammenhang mit der kaiserlichen Präsenz in der zum Erzbistum Trier gehörigen Diözese im Westen des Alten Reiches gesehen und gewürdigt werden kann. Die Dokumentation eines solchen Großbaues (neben Speyer I, Limburg an der Haardt, St. Michael in Hildesheim und schließlich auch Würzburg II, Bischof Bruno 1040 ff.) bereichert unsere Kenntnisse der salischen Architektur. Aber auch in der Frage der „Trierisch-lothringischen Bauschule“ des 12. Jahrhunderts sind wir durch die kritischen Bemerkungen Marschalls weitergekommen.

In einem Geleitwort dankte der Bischof von Verdun, Monseigneur Pierre Boillon, dem Verfasser Hans-Günther Marschall für diese baugeschichtliche Untersuchung in charmanter und temperamentvoller Weise.

Eberhard Zahn

Gerd Steinwascher, Die Zisterzienserstadthöfe in Köln. Herausgegeben vom Altenberger Dom-Verein e. V. als Jahressgabe 1981, Bergisch Gladbach 1981. 254 Seiten, 16 Abbildungen und 10 Karten. 48,- DM.

Der Altenberger Dom-Verein brachte im Jahre 1981 als Jahressgabe die Dissertation von Gerd Steinwascher heraus über die Stadthöfe der Zisterzienser in Köln, eine hervorragende Abhandlung, die von der Philipps-Universität in Marburg an der Lahn mit dem Wolf-Erich-Kellner-Preis ausgezeichnet wurde.

Die Arbeit behandelt die in der Literatur bisher nur in Ansätzen erörterten Fragenkomplexe der Bedeutung der Stadthöfe der Zisterzienser, gerade desjenigen Ordens, der sich seit der Gründung im 12. Jahrhundert die Aufgabe gestellt hatte, in Weltabgeschiedenheit, in meist unkultivierten Gegenden zu leben, zu arbeiten und Gott zu dienen. Nicht weniger als 16 Konvente dieses Ordens, Männer- und Frauenklöster, konnten oft schon nach kurzer Zeit in der größten Stadt des damaligen Reiches einen Hof erwerben, und die meisten konnten diesen Hof bis zur Säkularisation halten. Köln war deshalb so begehrt, weil es der Handelsmittelpunkt des gesamten Niederrheins war, eine besonders starke Befestigung hatte und auch wegen der großen Einwohnerzahl für alle Geschäfte als der geeignetste Ort erschien. Die größten Höfe hatten die bedeutenden Männerklöster: Altenberg, Eberbach im Rheingau, das viel näher bei Mainz als bei Köln lag, Heisterbach, Kamp und Himmerode; auch Wörschweiler in der Pfalz hatte eine Zeitlang in Köln einen Hof. Die jüngste der großen Abteien, Marienstatt im Westerwald (1212), konnte ebenfalls durch alle Jahrhunderte hindurch einen Stadthof in Köln unterhalten. Als Priorat von Kamp hatte Bottenbroich einen Hof in der Domstadt. Die Zisterzienserinnenkonvente Benden, Burbach, Dalheim, Gevelsberg, Roermond, St. Thomas an der Kyll, Hoven, Walberberg erwarben schon frühzeitig nach ihrer Gründung die Stadthöfe und behaupteten sie teilweise bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Gründe, weshalb die Zisterzienserklöster in den Städten, vor allem in Köln, einen Hof erwerben wollten und diese oftmals großzügig ausbauten, waren zahlreich: einmal das wirtschaftliche Interesse, denn in der Rheinmetropole konnte man die lebensnotwendigen Güter einkaufen, aber auch die erzeugten Waren, voran Wein, Getreide und Holz, wieder verkaufen, man konnte den Wein lagern, Geldgeschäfte erledigen, Verhandlungen aller Art führen, Besuche empfangen und in Notzeiten dort Schutz finden (sogenannte Refugien). Einige große Höfe, voran der Altenberger und der Kamper, wurden regelrechte Verwaltungszentren, sogar in gewissem Sinne die Abtsresidenzen. Die Höfe dienten auch als Absteigequartiere für die Angehörigen des Ordens, als Wohnstätten für Studenten der betreffenden Klöster, aber auch als Quartier für hohe Gäste, so für den Kurfürsten von Mainz der Eberbacher Hof und für die Herzöge von Berg der Altenberger. Die Höfe waren also in gewissem Sinne die Kontaktstelle zur „Welt“, was allerdings auch viel Ärger und Tadel einbrachte; sie waren aber in damaliger Zeit mit einem bestimmten Wirtschaftssystem auch eine Notwendigkeit für die Abteien, um überleben zu können. Daß man manches in der großen Stadt am Rhein nicht gerne sah, liegt auf der Hand: die große Zahl der Geistlichen, die bestimmte Immunitätsrechte genossen, die Steuerermäßigung und Befreiung von Waren der Konvente für den Eigenbedarf und die dadurch entstehenden Verluste beziehungsweise Einbußen an Steuereinnahmen für die Stadt. Das galt vor allem für den Weinverkauf, bei dem Eberbach den Löwenanteil stellte. Da gab es oftmals Streit, und wir wissen, daß nicht nur die Stadthöfe der großen Orden Schwierigkeiten hatten, sondern auch andere geistliche Institutionen, die ihren eigenen Wein zollfrei nach Köln transportieren wollten; der Rez. denkt da an die Zollaktion des Winand von Steeg von 1424/26, die gegen den auf den Rheinzoll bestehenden Pfalzgrafen in Kaub gerichtet war.

Diese vielschichtigen Aufgaben eines Stadthofes der Zisterzienserabteien hat der Verfasser in übersichtlichen und spannend zu lesenden Kapiteln behandelt, die voll von interessanten wirtschaftshistorischen Einzelheiten sind, wahre Fundgruben für den Historiker. Man erkennt, wie menschlich es auch im Mittelalter zugeht, wie man handelte, lebte, wohnte, auch in Saus und Braus leben konnte, falls man die Möglichkeit dazu hatte, und der Historiker ist keineswegs überrascht, wenn er erfährt, daß das Geschäftsinteresse der Zisterzienser als einer geistlichen Institution wichtiger sein konnte als die Solidarität mit dem Kölner Erzbischof (Eberbach und Kamp 1419, hier S. 124); das gibt es auch heute noch in unserer modernen Welt!

Ein hervorragender Anmerkungsapparat, Übersichtskarten, Listen, Quellen- und Literaturverzeichnisse erleichtern das Suchen und Arbeiten mit diesem wahrlich „ausgezeichneten“ Buch. Der Kunsthistoriker ist enttäuscht, nicht vom Verfasser, nein, von der Tatsache, daß all diese stattlichen Höfe restlos zugrunde gegangen sind; das meiste wohl schon in der Franzosenzeit von 1794 bis 1814, der Rest in jener euphorischen Fortschrittszeit des 19. Jahrhunderts, als man sich vom Mittelalter, unter anderem auch von der größten und bedeutendsten mittelalterlichen Befestigung in Deutschland, eingeengt fühlte, „damit Köln nicht klein werde“, im Grunde genommen eine erschreckende Bilanz!

Eberhard Zahn

Bernhard Schütz, Die Katharinenkirche in Oppenheim. Beiträge zur Kunstgeschichte Band 17. XVIII, 380 Seiten Text, 1 Seite Kunstdruck-, 2 Seiten Klapptafeln und 64 Seiten Tafeln. Walter de Gruyter, Berlin–New York 1982. 215,- DM.

Über eine der schönsten Kirchen am ganzen Rhein liegt eine ausführliche und gründliche neue Arbeit vor von Bernhard Schütz, eine Kieler Habilitationsschrift, die mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den „Beiträgen zur Kunstgeschichte“ erschienen ist. Der Verfasser setzt sich mit der Forschungsgeschichte auseinander, referiert die bisherigen Thesen mit ihren vier Bauperioden, läßt den Leser aber wissen, daß es weitaus mehr Pläne, Planänderungen und Bauperioden gegeben habe. Die wichtigste Frage, die der Verfasser stellt, lautet (S. 11): Inwieweit berücksichtigt ein neuer Plan die bereits vorhandene Bausubstanz und die früheren Pläne?

Die älteste Bauperiode fällt in die spätromanische Zeit, um 1226 bis etwa 1257/58. Aus dieser Zeit sind die Westtürme erhalten, vom Langhaus dagegen nichts mehr. Eine Rekonstruktion dieser ersten Kirche ist kaum möglich. Im heutigen Vierungsturm stecken aber höchstwahrscheinlich noch ältere Teile, auch in den Querhausarmen. Um 1275/80, jedenfalls vor 1288, werden Querhaus und Chor umgebaut im Zusammenhang mit der Erhebung zur Pfarrkirche. Der interessante Chor mit den über Eck gestellten Nebenchören ist noch erhalten; es ist eine Lösung, die der Verfasser als „eine Idee von ausschließlich baukünstlerischem Charakter“ bezeichnet (S. 123) und die man keineswegs von diesem oder jenem fremden Bau ableiten müsse. Neu und überzeugend ist die Zuweisung des Chores an eine Marburger Bauschule; ein aus Köln kommender Werkmeister hat dann die Ostanlage vollendet. Der weitere Bauvorgang konzentrierte sich auf die Errichtung des Langhauses (Kapitel III). Dieses wird nach einem Plan des Marburger Architekten begonnen, aber dann im Westen reduziert und auch sonst umgeändert. Danach wird die Südseite aufgeführt, jene berühmte Schaufront in einer Maßwerkarchitektur Kölner Prägung. Eine weitere Besonderheit sind die (1841 leider verkürzten und zurückgesetzten) Seitenschiffskapellen, die auf Mainzer Anregungen zurückzuführen sind. Zusammen mit den Fenstern auf der Nordseite und den Maßwerkgiebeln der Querhäuser ist das ganze Langhaus das Werk von vier Architekten. Auch die prachtvolle Schauwand ist nicht aus einem Guß, sondern das „Ergebnis mehrerer Schritte, Einzelentscheidungen und Änderungen“ (S. 191). Ein gesichertes Baudatum ist das Jahr 1317, das Jahr, in dem das Katharinenstift eingerichtet worden ist, und es bezeichnet wohl wirklich den Baubeginn der Südfassade. Vollendet wird sie 1331 mit der Ostrose. Das ganze Langhaus wird um 1340 geweiht. In einem weiteren Kapitel geht der Verfasser auf die kunstgeschichtliche Stellung dieses schönen Baues ein. In Stichworten gesagt sind folgende Einflußsphären festzustellen: Marburg, dann Köln und Mainz (letzteres mit Straßburger Einfluß); der Architekt der außergewöhnlichen Südfassade muß den Kölner Dom gekannt haben. Schütz meint sogar, „daß der